

Franckesche Stiftungen zu Halle

Epiktets Handbuch neu übersezt und bearbeitet

Epictetus

Frankfurt am Main, 1790

VD18 10174621

5. Feentugend.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:hbz:ha33-1-213897

5.

T e e n t u g e n d.

Endlich, das stolische Gebäude von menschlicher Vollkommenheit, wo der Mensch seine Selbstliebe ganz auszieht, und alles für andre thut, wo sich seine Empfindlichkeit in Engeltälte verwandelt, ist doch wohl, beim Licht beschaut, eine Seifenblase, die zerspringt, wenn man sie paffen will; ein Lustschloß, das nicht bestehen kann, weil ihm Grund und Kütte fehlt, mit der Gott selbst uns und die andern Menschen verband. Ein frommer Wunsch mag's bleiben, der der Dichtungskraft des Erfinders Ehre macht, denn er glänzt wie Bienen im Mondschein: der Dichtungskraft, sag ich, nicht dem Herzen, denn von Edelmuth singen und sagen, heißt noch nicht edel handeln, und von andern fordert der das meiste, wer selbst das wenigste thut. Eben so überspannt der seine Begriffe von Kraft und Vollkommenheit, wer zuvor die Natur nicht fragte, wie sie handelt, und was sie vermag.

Dichtung tritt bei manchem Weisen und Sittenlehrer an der Erfahrung Stelle: aber nur für diese spricht Wahrheit, nur diese soll seine Grundsätze bilden, damit sie brauchbar werden. So lang er seinen Grillen treu bleibt, wird er ewig klagen, umsonst geschafft zu haben.

Was von Anfang der Welt bis an ihr Ende der Trieb zur Wirksamkeit in der ganzen lebenden Natur bleibt, ist Selbstliebe: freilich grober und feiner, aber doch immer Selbstliebe. Daß der Schöpfer aus ihr, wie aus dem kalten Stein Feuer, die Nächstenliebe zu locken wußte, darinn, nur darinn besteht seine Weisheit: die eure will eins fürs andre unter-schieben, seht wie widersprechend! Gott wußte die Sinne durch Eindrücke, den Verstand durch Gründe zu überzeugen, und ihr sucht durch schön Geschwätz beide zu berauben, seht wie klümpenhaft!

Arbeite für andre, gieb andern, wem sagt ihr das? Einem Menschen oder allen? Einer kann doch wohl nicht für alle oder nur für viele sich abmühen: und überdies muß eine Lehre, die allgemein nützen soll, allen gesagt seyn, wie die Lehren Gottes. Also gilt diese Lehre jeden Menschen. Nun so soll denn ein anderer für mich, ich für den andern arbeiten? Eben recht, das heißt also, jeder soll, und dies ist ja, was die Natur will, und was in jedem blühenden Staat eingeführt ist. Meint ihr aber, der Ertrag der Arbeit soll den andern nähren, da seid ihr irre. Was man für andre erwirbt, geräth gewöhnlich schlechter, als was man für sich selbst erwirbt, und wozu der Tausch, seh ich auch nicht. Sind zwei Erwerbe gleich, so hebt er sich, und sind sie ungleich, so ist er ungerecht. Nicht der Faule soll des Fleißigen,

noch der Tölpel und Stümper des Verständis-
gen Lohn genießen, sondern jeder, was er ver-
dient: vielmehr soll der reichere Lohn den
schlechtern Arbeiter treiben, sich höher aufzu-
schwingen.

Geben setzt Nehmen voraus. Wer also
lehrt: Sieb gern; der lehrt schweigend:
Nimm ungern, und strebe, der Gaben nicht
zu bedürfen. Ist's nicht so, so muß ich glau-
ben, daß ihr das Menschengeschlecht in zwei
Haufen theilt, in großmüthige Leute und Lün-
pen. Sind die letzten der Weissein der Tugend,
und habt ihr keine Lehren für diese, sich zu be-
ssern, so werden sie von jenen bald verlassen
seyn, und alles wird gehn, wie wenn ihr nie
gelehrt hättet.

Kurz, dies Gebäude hat, wie viel Ver-
urtheile, die Wahrheit zur Hälfte für sich, und
in so weit wird es schon von jeder menschlichen
Gesellschaft befolgt. Was drinn falsch ist,
kann nie eingeführt werden, hat auch im ei-
gentlichen Sinn beim Einzelnen nie statt ge-
funden.

So wenig die Speise, die ein fremder
Mund genießt, meinem Magen zugute kom-
men soll noch kann, so wenig soll und kann die
Arbeit, die eine fremde Hand verrichtet, mein
Vermögen bessern, meine Glieder üben. Wohl
kann das Geschäft des andern in das meinige
einpassen, aber ich muß ihm dafür erstatten.
In der Natur- und Sittenwelt ist genaues

Verhältniß der Kräfte zu den abgezielten Wirkungen, und gerechte Vertheilung des Genusses nach der Mühe. Nur auf Gerechtigkeit gründet sich der Plan Gottes: nur durch sie war allgemeine Güte, weise Ordnung, Festigkeit möglich. Eure eingebildete Güte ist parziell, legt auf diese Schale zu viel, auf jene zu wenig, wo bleibt da Gleichgewicht? Ein Theil eurer Welt soll nichts als arbeiten, um sonst oder um Grillenlohn, wo bleibt da der Trieb fortzuwirken? Eure schönen Zuredungen wirken nichts, Geschwätz wirkt müßige Grillen, aber nur Gründe, nur gehoffte Vortheile wirken Handlung. Ein anderer Theil soll nur genießen, der wird dann vor Faulheit stinken, vor Langweil auf hundert Dubsenstücke gerathen. Seht wie grausam, wie thöricht eure Güte ausgedacht ist, wie sie die Welt verwüsten würde, wenn man sie je realisirte!

Sagt ihr aber, unsre Grundsätze können und sollen nicht allgemein werden, so gesteht ihr ja ihre eingeschränkte Anwendbarkeit selbst. — Ja, aber ein schönes Ideal vom Weisen, das desto göttlicher ist, je seltner; höchster Uneigennutz, Todtenkälte —

Ob aber nur möglich, ja ob ein solch Gespenst ein Weiser sei? oder ein Holzbock, auf dessen Natur der Fluch, nicht Bildung ruht?

Sich ein Ideal vom vollkommenen Menschen entwerfen, ist wohl gethan; man kann sichs als ein Muster vorhalten, und sich dar-

nach prüfen. Nur muß man Züge malen, die der Mensch für menschlich erkenne, sonst ist gleich die Antwort da: Wer kann das leisten? Und so hängt das Konterfei neben alten Familienbildern, deren Tracht, so kostbar sie sei, keiner nachzuträgen begehrt. Dann ist nichts geschehn.

Nich deucht, bei solchem Ideal kommen zwei Dinge in Betracht: Des Menschen Aehnlichkeit mit Gott, oder Weisheit; und die mit der übrigen belebten Natur, oder Bedürfuß. Wer von diesen Gesichtspunkten einen vergißt, hat entweder einen Engel, oder ein Thier gemalt. Zwischen beiden in der Mitte steht, was nur durch Verbindung beider Naturen möglich war, das Gefühl.

Die Gegenstände erst einzeln, nachher in ihrer Verbindung beobachten, ist das erste und letzte, wozu ihn Wißbegier nöthigt, und wovon seine ganze Bildung entspringt. Die Beobachtung der Natur lehrt ihn, daß nicht nur das Aeußerliche der Körper, ihre Menge, GröÙe, Schwere, in richtigem Verhältniß steht, sondern auch für jede Eigenschaft, die einer Gattung beivohnt, ein Mittel vorhanden ist, ihrem Untergang vorzubeugen, oder auch das Uebergewicht zu mildern, das sie über andre bekommen würden. So werden die Pflanzen- und Thierarten, die zur Nahrung dienen, durch oft ungeheure Fruchtbarkeit erhalten, und zwar so viel stärker, je mehr man

ihnen nachstellt: so ist List oder Feigheit ver-
folgter Thiere Schutz, und mindre Vermeh-
rung muß die Zahl der Verfolger einschränken:
so kennt jedes Thier seinen Feind, und weiß
ohne Zaudern sein Rettungsmittel; kennt seine
Nahrung, und sucht sie unverdrossen: jeder
Himmelsstrich hat sein Schlimmes, seine Be-
dürfniß, aber auch das Gegenmittel und seine
Annehmlichkeiten. Was die Sittenwelt be-
trifft, die im Verstande, im Herzen der Men-
schen, den Quellen unsrer Handlungen, ihren
Sitz hat, so sieht mein Forscher, daß unser
unsterblicher Vater viel weiser ist als die sterb-
lichen Väter, die ihm nachpfuschen: daß die
Wohlthat, seinen Kindern Kraft, Bedürfniß
und rohe Güter zu geben, weit grösser, zweck-
mässiger ist, als wenn er ihnen zubereitete Gü-
ter, gebratne Gänse, gekelterten Wein, ge-
baknes Brod gegeben,

— o daß ihm hier die sittliche Erziehung
nachfolgte! —

oder wenn er den Verstand des Gebornen mit
Wahrheiten, die nicht Müß errungen, nicht
Irrthum bestätigt, angefüllt hätte:

— o daß die gelehrte Erziehung diesem
Man nur nicht ganz entgegenhandelte! —

daß solche Zuverkommung die Welt zum Hause
des Ekels, der Schlassigkeit, und die Gesell-
schaft zu einem Chor Besoffener umgeschaffen,
und den Menschen der zeitkürzenden Beschäf-
tigung, der Freude über Fortgang, des Stolzses

über Vollendung und Selbstschöpfung, des schmackhaften Genusses, den Stolz und Hunger zugleich würzte, der höchstseligen Ruhe nach Arbeit, des Wohlgefühls von geübten Kräften, der schleichenden Behaglichkeit gesunder, umlaufender Säfte, welches alles der Kern göttlicher Wohlthaten, die größte Tiefe göttlicher Weisheit ist, grausam genug beraubt hätte.

Er sieht ferner, daß der Grund von allem, der Trieb zu handeln, in der Bedürfnis — nicht in feinen Grillen noch süßen Geschwätzen — liegt, daß jeder Mensch nur aus Selbstliebe, so gemein und natürlich, folglich lezzerisch dies lauten mag, arbeitet, daß wer nicht arbeitet, nach der Regel auch nichts genießt, folglich alle arbeiten müssen: daß kein Acker ohne Bearbeitung, kein Vieh ohne Wartung Nutzen bringt, daß jede Vernachlässigung des Hauswesens, jede versäumte oder verkehrte Arbeit, jede unnötige Ausgabe Schaden nachzieht, früher oder später.

Ferner, daß die menschlichen Kräfte, wie die menschlichen Bedürfnisse, verschiedner Art sind, Kräfte des Leibes, Stärke oder Schnelle, gröberer oder feinerer Bau der Glieder: Kräfte des Geistes, Kunst, feines Gefühl, Erfindungskraft, Gabe zu ordnen, Geduld zusammenzutragen, Uebersicht aller Theile, Urtheilskraft, Deutlichkeit, Rührung oder Wendung des Vortrags, Fleiß, Festigkeit,

K

Freimuth — daß der Schöpfer diese Verschiedenheiten so wenig als die der Pflanzen und Thiere umsonst geschaffen, sondern auch in der sittlichen Verbindung der Menschen ein gleiches Weben, Wirken, Eingreifen der mancherlei Kräfte in einander, allerlei Gattung von Glückseligkeit zur Absicht gehabt habe, wie es in der Naturwelt vor Augen liegt. Daß folglich alles, was belebt ist, zum Wohl des Ganzen, zum Gang der Maschine mitwirken soll, wovon die thierischen Republiken der Bienen, Ameisen und Biber ein lehrendes Beispiel geben. —

Umgang mit Menschen, Kenntniß ihrer Gemüther bestärkt dies, und muß es, weil die Natur des Menschen sich auf die Einrichtung der Welt bezieht. Hier haben die sittlichen Kräfte gerade das Maas, welches das Wohl der Menschheit fordert, und beziehen sich sowol auf die Einrichtung, als Wirkksamkeit jedes Mitglieds. Die Zweige der Selbstliebe, Trieb zum Vergnügen, Sorge für die Gesundheit, Lust zur Thätigkeit, Eifer in Geschäften, Eigennuz, Habsucht, sind stark und verbreiten sich überall. An jedem Aufenthalt, zu jeder Stunde ist einer derselben wirksam.

Nicht so heftig sind die Zweige des Wohlwollens, und dies war auch nicht nothwendig, weil alles, was lebt, schon selbst für seine Wohlfarth strebt und zu streben genöthigt ist.

Nur der Schwache, Histoſe ſpricht fremden Beiſtand an, und deſto billiger, je weniger er an ſeinem Zuſtande Schuld iſt, das heißt, je mehr er Hilfe verdient.

Was aber edler iſt als Beiſtand, Liebe, bleibt dem vorbehalten, deſſen Weſen mit dem unſern ſo vereint iſt, daß er zwiſchen uns und dem Nächſten mitten ſteht: Geſchwister, Kind, Freund, Gatten. Für dieſer Wohl arbeiten, heißt für eignes Vergnügen ſorgen. Bei den Unſern iſts das Blut, das Gefühl der hohen Pflicht, beim Freund iſts bald der Stolz, ge-
liebt zu ſeyn, bald die Achtung, die wir der Tugend nicht verſagen können.

Das Opfer, das wir dem Wohlwollen bringen, iſt dieſem gemäß. Den Unſern, dem Freunde, ohne die wir nicht leben mögten, Leben und Habe. Sie ſinds, die unſrer Bemühungen Frucht genießen, unſre Entwürfe beſeele und veranlaſſen: ſie geben uns dafür des Lebens edlere Freude, Geſelligkeit, Ergießung des Herzens. Sie beweinen uns, ſo wir leiden, freuen ſich mit uns, ſpringen unſrer Noth bei, füllen unſre leeren Stunden aus, kennen auſſer uns keine Wonne, kein Glück. Und ſiehe, ſo geben ſie uns mehr als ſie von uns nehmen: für leibliche Bedürfniß, den Ueberſchuß unſers Erwerbs gewähren ſie uns den edlern Genuß, den letzten Zweck des Lebens, der die, ſo an reinen Sitten den höhern

Geistern gleichen, so glücklich macht wie sie — Liebe.

Doch nur gar eingeschränkt kann der Kreis der Freundschaft und Liebe seyn. Das Opfer, das er heischt, ist zu groß, um über viele sich zu verbreiten. Nicht einmal unser Vermögen, vielweniger unser Herz, würde sich vielen ganz hingeben: Leute, die des Letzten sich rühmen, haben entweder für keinen Einzigen aufrichtiges Gefühl, oder keiner ist ihr Busenfreund. Intension und Extension stehn in umgekehrtem Verhalt: wer vielen giebt, kann jedem nur wenig geben, hilft keinem recht. Auch könnte die Zahl derer, die in unser Temperament und Lage passen, deren Herz frei wäre, und die um uns Verdienste haben können, nur sehr klein seyn.

Indessen verlangt die übrige Menschheit von Einem auch nicht viel. Wer an wenige sein Herz verschenkt, behält nicht nur noch Kräfte andrer Gattung übrig für die, die sein bedürfen, sondern sein Gefühl hat eben eine Schärfe bekommen, die dem, wer gar nicht liebt, gewiß mangelt.

Jeder Mensch überhaupt genießt eine allgemeine Zuneigung. Bei rohen Völkern zeigt sich diese in Thaten, in kleinen Hülfsleistungen in Lebensrettung: bei halb-rohen und überfeinen Völkern müssen Worte den Mangel der Pflicht beküpfen, vor deren Vernachlässigung man sich heimlich schämt. So tritt

man seinen Brüdern mit Komplimenten, Gott mit Redesformeln, dem Satan mit Fluchen unter Augen.

Jeder Rechtschafne, Einsichtsvolle, Gutgesinnte hat unsre Achtung und Liebe, die wir, so oft sich der Anlaß beut, durch Proben an den Tag legen. Der Fehlerhafte sogar genießt oft der Wohlthat der Erinnerung, Zurechtweisung, Schonung; der Gestrafte Mitleiden, Milde, wo möglich, Erquickung, Entschuldigung, Vertheidigung, und das alles, weil er ein Mensch, ein Ebenbild von uns ist. Ihn nicht ferner zu kränken, verspricht sich der edle Theil der Menschen, und wirft die ganze Last des Hasses auf den, der hart genug wäre.

Schon sehr wichtige Dienste leistet unser Verstand, ohne weitem Aufwand von Kräften: ich meine den Rath. Diese Art zu helfen ist ehrenvoll, freundschaftlich, und kann bei dem allen, wenn Umstände zusammenkommen, Weisheit des Rathes, treue Ausführung, Beobachtung der Zeit u. dem ärmsten Mann zu grossen Mitteln helfen.

Der Rath ist so viel werth, als die Person, die ihn giebt. Der Weise rath nicht, ohne seinen Mann und dessen Fähigkeit und Lage zu kennen: dem grossen Haufen kostet der Rath, was ein Trunk Wassers, Mit diesem Scherwenzel speist er den ab, dem er helfen sollte und könnte. Und so ist nichts gewöhn-

licher, als mit Rath aufzuwarten: der aber so kalt angenommen als gegeben wird. Oft ist der Rath bitter, und dann wird er mit Verachtung erwiedert.

Mit dem Rath ist's wie mit Arzneien: diese sind schwach oder drastisch, und so sind jene entweder allgemeine Grundsätze, die jeder sich selbst sagen kann, oder Wagesstücke. Der vernünftige Frager braucht keinen oder einen weisen Mann, dem er dann gewiß folgt: der Thörichte fragt voll Zweifelmuth viele, folgt jedem, und beschleunigt sein Verderben. Mancher fragt um gefragt zu haben, und folgt aus Eigensinn keinem.

Den unfolgsamen Frager läßt der vernünftige Rath er gehn, und rath nicht wieder: der Stolz glaubt sich beschimpft, und seindet ihn an, und dies desto lebhafter, je grössern Werth er seinem Rath beilegt. Hierinn liegt der Knoten, warum ein strenger Glaubensbekenner die anders Denkenden haßt.

Thätige Hilfe ist jedem, der thätig helfen kann, Pflicht. Der Kinderlose Reiche entehrt sich durch Unterlassung; wer Kinder hat, handelt weiser, seinen Kindern vom Luxus und Erbtheil abzubrechen, damit sie durch sein Beispiel milde, und durch schmäleres Vermögen mäßig und arbeitsam werden. Uebermässig Erbgut war fast immer ein Fallstrick zum Verschwenden und zum Bettelstab. Mitteltgut hat immer vor Müßiggang und vor Schanz

de gesichert. Zuviel Wohlstand einer Familie bedarf so gut als Wohlstand eines Instituts der Einschränkung, wenn er nicht mit dem Tod eines Mannes plötzlich scheitern soll.

Dem Betrübten springt unser Mitleid bei, und sein Leiden theilt sich unsrer Seele desto leichter mit, je stiller wirs finden. Ungemischtes Seelenleiden über Tod oder Untreue des Freundes fließt ganz in uns über, und ist mit Achtung verbunden: unser Trost ist dann sehr herzlich, und erquikt wie Balsam. Kummer über böses Leben, Gewissensbisse wegen schlechter Thaten sind des Trosts weniger fähig, theils weil der Leidende sich selbst hassen muß, theils weil des andern Seele niedergeschlagen wird, und sein Gefühl um vieles erkaltet, sich an Trostgründen arm fühlt, von welchem allen im vorigen Fall das Gegentheil war. Also bleibt hier Bedauern übrig, indem dieser wirklich mehr leidet; auch in sofern ein Mest von Achtung, da er seine Fehler erkennt, und gut handeln würde, könnte er jene Zeiten zurückerufen.

Blosser Körperschmerz theilt sich gar nicht mit, wenn er nicht ins Auge fällt. Hunger und Krankheit muß sich im ausgezehreten Gesicht, Blöße oder ein verletztes Glied muß sich dem Auge weisen, wenns auf uns wirfen soll, und selbst dann wirkt es nur auf die Einbildung, das Auge der Seelen. So nöthig hier die Hilfe andrer ist, so betrachten

wie sie nur als Bedürfniß, die durch Gegendienst — das heißt im Bürgerleben, durch Bezahlung — muß erkaufte werden: oder unsere thätige Hilfe ist sehr klein und heißt Almosen. Ich finde dies sehr natürlich: denn erstlich ist die Zahl derer, die über blosses Körperleiden, Blöße und Hunger klagen, gar groß, und so muß sich die ohnedies kleine Masse dieser Art Wohlwollens auf zu viele verbreiten. Zweitens ist der größte Theil dieser Personen selbst Schuld, das heißt, ist ihr eigener Feind, welches uns sehr abkühlt, ja die Erfahrung, daß sie oft nur den Schein des Elends erkünsteln, allemal aber dem Würdigern die Gaben entziehen, bringt uns auf, statt Mitleid Zorn zu fühlen, und sie abzuweisen.

Das meiste Körperleiden aber ist mit Seelenschmerz vermischt: und dies erwirbt unser Mitleiden. Durch seine Ursachen, die in und ausser dem Leidenden liegen, durch seine nahen und fernen Folgen wird der Schmerz ein Unglück: und so betrachtet wird er ein Gegenstand des Mitleids, der thätige Hilfe fordert. So der kranke Familienvater, verwaiste Unmündige, denen niemand oder eine Mutter blieb, die nur die Zeugin ihres Jammers seyn kann, der verlassne Jüngling, der verabschiedete Staatsbediente. Alle diese stehn mitten unter Menschen, mitten im Vaterlande in Gefahr zu verhungern, wie Schiffeleute mitten auf dem Wasser, zu verdursten.

Aber da hat der weise Schöpfer unser Gefühl so geschaffen, daß Mitleid mit der Noth gleiches Schritts läuft, und so stark, so thätig sich erweist, als die Noth eindringt. Auch der Kalte fühlt mit, und thut das Seine dazu, sei's nun aus Wärme oder auch nur aus Scham, um nicht allein den Sitz zu spielen.

Leidende Unschuld bewahrt die Ehrliche aufs späteste, hält ihre Noth geheim, und verhungert lieber, als daß sie sich offenbart. Nur Nachbarn oder das Band des Bluts pflegen ihr Geheimniß zu verrathen. Darum sollte das Augenmerk eines begüterten, kinderlosen Mannes seyn, geheimer Noth nachzuspüren, die nicht nur bei Witwen und Waisen, auch bei Kinderreichen Handwerkern wüthet. Auch die Polizei sollte eben so sehr sorgen, die redlichen Armen aufzusuchen, als die muthwilligen zu bannen. Die Sach ist ernsthaft, wenn man bedenkt, daß eben in den gepreßten elendswangern Quartieren wahre Tugend wohnt, und aus ihnen viel edle Mitglieder des Staats hervorgehn. Dies ist so wahr, als daß Trübsal den Redlichen bildet, und Tugend und Religion auf stiefmütterlichem Boden besser blüht.

Wenn aber der Leidende aus thörigter Selbstliebe sein eigener Feind ist, das heißt, wenn er durch Faulheit, Verschwendung, Unredlichkeit, Bosheit, Unverstand sich seines

Glücks beraubt, oder wenn er der Hilfe zuviel verlangt, und sich auf andre stützen will, statt in sich selbst eine Stütze zu suchen: wenn er gar um sich beliebt zu machen, verkehrte Mittel ergreift und Bekannte anschwärzt, während daß er uns schmeichelt: wenn er sich durch öftres Zudringen unentbehrlich zu machen host, uns seine Vorzüge aufdringen will, uns mit geringfügigen Bitten überladet, die vielleicht nicht Aufwand fordern, aber desto mühsamer sind, und unkluge Geringschätzung verrathen: wenn wirs ihm endlich abmerken, daß er unsre ehrliche Leichtgläubigkeit für Thorheit hält, und mit unserm Verstand und Herzen sein Spiel treibt: sagt, Freunde der Wahrheit, was würdet ihr selbst fühlen, als plötzliche Kälte gegen den, der nicht geliebt, dem nicht geholfen seyn soll, Niedergeschlagenheit über den Verfall einer menschlichen Seele, Unwillen über so tiefe Geringschätzung, so schwarzen Untank dessen, von dem euch euer Gewissen Liebe versprache! Und was kann hier der strengste Stoizism weiter rathen, als was auch schon ein edler Mann, der so viel that, von selbst thun würde — sich nicht rächen, aber entfernen.

Solchem Menschen ferner wohlthun hiesse Wasser in einen Erdsall schütten, und durstende Pflanzen schwächen lassen. Und so ist gefährlicher, einen Freund verlieren, als ihn nie gehabt haben.

Ueberhaupt würde weniger Elend in der Welt seyn, wär nicht zwischen Güte und Unverschämtheit ein immerwährender Krieg, wo allemal die letzte siegt, und der Natur der Sache gemäß siegen muß: das heißt, Güte hilft der Noth, wird durch Unverschämtheit erwiedert, und hört plötzlich auf; wohl der Armuth, wenns beim Einschränken bleibt. In der Universitätsbibliothek zu Göttingen stand jedem Studenten frei, Bücher nach Gefallen aus den Gestellen zu langen: und siehe, da wurden Bücher gestohlen; wie schändlich! Und dennoch blieb der Zugang den Studenten offen, in Betracht des grossen Nuzzens für die Bildung der Jünglinge. Nur ward verboten, ferner selbst die Bücher herauszulangen. Dies war doch wohl das wenigste, was man zur Sicherheit thun konnte! Eben so ist bei sehr vielen Gemeinheiten der Arme selbst Schuld, wenigstens gab er den ersten Anlaß, daß ihm der Holzschlag gesperrt und die Waldungen als ein landesherrliches Recht behandelt werden. Holz zu holen, hat jedes Gemeinsglied ein natürliches Recht, und zumal den Armen schützt die Unmöglichkeit, es zu kaufen. Aber eben dieser ist, der aus Unverstand, Trägheit und dummer Habsucht gerade diejenigen Stämme nimmt, die zur Erhaltung des Waldes fortwachsen sollten: statt daß des Ueberstämmigen, Abgefallenen genug und ohne Mühe zu sammeln wäre, wenn er